



GUNTER HOFMANN

Marion

Dönhoff

**DIE GRÄFIN,
IHRE FREUNDE
UND DAS
ANDERE
DEUTSCHLAND**

**EINE
BIOGRAPHIE**

C.H.Beck

Friedrichstein zur Welt, das jüngste von acht Kindern. Die Dönhoffs[8] hatten schon im Mittelalter ihre alte westfälische Heimat verlassen, den Dunehof an der Ruhr, um nach Osten zu ziehen, zuerst ließen sie sich in Livland nieder. Erst spät, schrieb sie, nämlich bei den Recherchen für ihre Doktorarbeit über die Wurzeln der Familie, sei ihr klar geworden, dass die Genealogie «nicht nur Weihrauch spendete». Geschichte war nicht nur interessant als Nationengeschichte, und in diesem Fall beispielsweise sei es auch gar nicht so sehr darauf angekommen, wer gerade die Oberherrschaft ausübte, der Deutschritterorden, die Kirche, die Polen, Schweden, Russen oder Preußen, plötzlich habe sie entdeckt, dass auch im Alltag, vielleicht gerade dann, Geschichte gemacht werde, und dass sich «sehr wohl am Schicksal der einzelnen Familie die großen Linien der historischen Strömungen feststellen lassen».[9] 1630 näherten sich die Dönhoffs nach einer verwirrenden Siedlergeschichte, einem ständigen Kampf ums Leben und Überleben, unter dem Patronat des Ordens und später Polens Preußen an, das als Herzogtum Preußen polnisches Lehen war. Ein Vorfahr, Friedrich Dönhoff, ließ sich verlocken und kaufte 1666 die Herrschaft Friedrichstein. Der Besitz – nur eine Tagesreise entfernt von Königsberg – blieb seitdem in Händen der Familie. Bis 1945. Knapp dreihundert Jahre.

«Meine vier ältesten Geschwister – zwei Brüder und zwei Schwestern – waren acht bis zehn Jahre älter als ich. Mein ältester Bruder hatte als siebzehnjähriger Freiwilliger noch einen Teil des Ersten Weltkrieges mitgemacht. Von den drei jüngeren war ich die jüngste: vor mir ein drei Jahre älterer Bruder, Christoph, sowie eine kranke Schwester, für die es eine eigene Pflegerin gab. Meine eigene Erinnerung an den Ersten Weltkrieg beschränkt sich auf einen Besuch Hindenburgs, der 1916 eine Woche Urlaub in Friedrichstein machte. Als die Russen zu Beginn des Krieges, gleich im August 1914, in Ostpreußen eingefallen waren, hatte man uns Kinder zur Schwester meiner Mutter geschickt, die in Sachsen mit einem Herrn von Helldorff verheiratet war. Wir wurden erst zurückgeholt, nachdem Hindenburg in der Schlacht bei Tannenberg die Russen wieder aus Ostpreußen vertrieben hatte.»[10]

Was sie hier nur kurz streifte, bedarf eines näheren Blickes: Marion wurde als Kind mit dieser mongoloiden Schwester zusammengespannt. Die Eltern wollten die Behinderung nicht wirklich wahrhaben. Ihr Bruder Heinrich sorgte dann dafür, dass sie ihren eigenen Freiraum erhielt. Der unbeirrbare Wille, ein unabhängiges und geistiges Leben zu führen, könnte mit dieser frühen Erfahrung zusammenhängen. Aber über solche Fragen sprach sie nicht.

Ihren Vater, August Karl Dönhoff, erzählte sie in den Kindheitserinnerungen weiter, habe sie kaum gekannt. Als er mit fünfundsiebzig starb, war sie noch nicht zehn Jahre alt. Eingeprägt habe sich ihr besonders ein Bild, das sich an winterlichen Abenden bot. Sein Arbeitszimmer war das letzte einer langen Flucht

von Räumen, die die gesamte Länge der zum Park hingewandten Seite des etwa neunzig Meter langen Schlosses einnahm. «Da die Türen von einem Raum zum anderen stets offen standen, konnte man ihn dort, in großer Entfernung, von seiner Lampe beschienen am Schreibtisch sitzen sehen. Es war, als sähe man einen lichten Punkt am Ende eines langen, dunklen Tunnels.» Zunächst war er Offizier, später Diplomat in Paris, Petersburg, Wien, London und Washington, vor allem aber ein Weltenbummler, der sich mehr auf Urlaub als im Dienst befand («beruhigenderweise stets auf «unbezahltem Urlaub»»), auf Kuba, in Mexiko, Japan, China oder Kairo. Ruhiger lebte er erst, als er schließlich Abgeordneter des Reichstages und erbliches Mitglied des Preußischen Herrenhauses wurde.[11]



Marion und ihre Brüder Heinrich und Christoph im Jahr 1936 vor Schloss Friedrichstein.

Der neugierige Weltreisende, der gar nicht genug herumkommen konnte, sowie

der Politiker, der den Zusammenprall zweier Zeiten erlebte – es sind unübersehbar genau diese Fußstapfen des Vaters, in die sie später tritt. Zuallerst fiel das natürlich ihr selber auf, aus ihrer Bewunderung für diesen «lichten Punkt» am Ende des langen Flurs machte sie keinen Hehl: «Vieles hätte ich von meinem Vater lernen können, der ein unvoreingenommener, aufmerksamer und neugieriger Beobachter war – Freunde nannten ihn, wie einer von ihnen mir erzählte, «den Mann, der alles wissen will». Auf einem langen, schmalen Tisch in seinem Arbeitszimmer lagen täglich, neben den deutschen Zeitungen, deren Spanne von der Kreuz-Zeitung bis zur Frankfurter reichte, *The Times*, *Le Temps* und der *Figaro*.»[12] Unvoreingenommen: das Wort wollte sie sogar noch einmal hervorheben, weil sie fand, es taue am besten dazu, den Vater zu charakterisieren.

Solche Eigenschaften zeichnen die Mutter, Ria von Lepel, «Palastdame» der Kaiserin Auguste Viktoria, zwanzig Jahre jünger, offenbar weniger aus. Der Hof des Monarchen – um den sich der Vater nicht sonderlich kümmerte, Etikette und Rituale waren lästige Pflicht – sei für sie eine «Richtschnur für viele Anschauungen» gewesen, gewisse Sitten habe sie von dort übernommen, so mussten die Mädchen in Friedrichstein sie morgens mit «untertänigst, guten Morgen, Exzellenz» begrüßen, ihre eigene Mutter, eine geborene Gräfin Schlippenbach, redete sie selbstverständlich mit «Frau Mutter» und «Sie» an. Einen Teil ihrer Jugend habe sie bei den Großeltern verbracht, den ungarischen Grafen Sermage, die in Kroatien lebten. Einmal im Jahr fuhren ihre Eltern per Pferdewagen von Mecklenburg dorthin. Einen Höhepunkt bildete es für die Mutter, wenn der Kronprinz oder die Kronprinzessin zu Besuch nach Friedrichstein kamen, was auch noch zwischen den Kriegen häufiger vorkam.[13] Ja, sie war «im Konventionellen verhaftet», aber das habe sie «durch eine tiefe Frömmigkeit kompensiert». Diese Seite der Mutter allerdings, das gestand sie offen, war ihr durchaus nahe in einer Zeit, in der «weniger über Gott und mehr über Sigmund Freud» nachgedacht worden sei, wie sie mit einem kleinen kulturkritischen Seitenhieb anmerkte.[14]

Der Korridor, der Ostpreußen vom Reich trennte, merkte sie bei der Gelegenheit an, sei ein jedermann beängstigendes Ergebnis des «Schandfriedens von Versailles» gewesen – und ließ keinen Zweifel, dass das auch ihrer Sicht entsprach. Wenn sie von Ostpreußen nach Berlin reiste, hieß es, «wir fahren ins Reich». Sie selber lebten «in der Provinz». «Durch den polnischen Korridor zu reisen war in den Jahren nach 1918 ein abenteuerliches Unternehmen. Die Vorhänge aller Abteile mussten zugezogen werden, niemand durfte hinausschauen, und man war auf alles gefasst.»[15] Zur Welt von einigem Einfluss, im Übergang vom Kaiserreich zur Weimarer Republik und zu Hitler, daran ließ sie keinen Zweifel, gehörten die Eltern, die Geschwister, aber

selbstverständlich auch sie.

Seine feste Ordnung hatte das alles, gab sie zu verstehen, das Leben spielte sich in einem strikt geregelten, hierarchischen, konservativen, christlichen Rahmen ab. Als aufmüßig schilderte sie sich zwar, aber keineswegs so, als hätte sie solche Spielregeln und diese Weltordnung sabotiert. Jeden Morgen wurde zur Andacht geläutet in Friedrichstein; wer zu Hause war, musste teilnehmen, auch der Kirchgang am Sonntag war Pflicht. Marion Dönhoff: «Alle gingen die lange, alte Lindenallee bis Löwenhagen zu Fuß, auch die Eltern, denn natürlich durfte am Sonntag der Kutscher nicht bemüht werden ... Der Pfarrer, der in Löwenhagen wohnte und an dessen Haus man vorbeikam, wenn zum Bahnhof gefahren wurde, musste ehrerbietig begrüßt werden. Oft saß er am Fenster und machte seine Predigt; dann verneigten wir uns, egal ob er aufblickte oder nicht. An Werktagen konnte er meist gar nicht umhin, den herrschaftlichen Wagen wahrzunehmen, denn auf dem Kopfsteinpflaster hörte sich ein gefederter, rasch dahineilender Wagen ganz anders an als die Bauerngefährte. Dieser Ton, in der Kindheit so oft vernommen, hat sich mir fürs Leben eingepreßt. Genauso wie jenes andere Geräusch: wenn Grenda beim Vorfahren vor dem Schloss die Pferde zur Eile antrieb und dann mit großem Schwung die Kurve nahm, so dass der Kies mit hellem Klang gegen die Speichen spritzte ... «[16]

Es galt ein Oben und Unten, und das erkannten auch alle an. Aber hinter dieser Struktur verbarg sich etwas ganz anderes, sie entdeckten als Kinder bereits die «Relativität von Autorität», die «eigentlichen Lehrmeister» waren – völlig unhierarchisch – die Gärtner, Förster, Chauffeure, die Tischler und Klempner. So wurde das «Exzellenzchen» praktisch erzogen, lernte Hand anzulegen, fühlte sich frei, lernte mit Schwestern und Brüdern aber auch Verantwortung zu übernehmen, sie führten ein privilegiertes, zugleich auch einfaches, karges, bescheidenes Leben. Unterrichtet wurden sie meistens zu Hause.

Schlagartig beendete ein tragisches Unglück, wie sie sich erinnerte, das unbekümmerte Dasein. Sie war gerade fünfzehn. Heini und Sissi, die beiden Lehdorff-Kinder, mit denen sie bis dahin frei unterrichtet worden war, wurden ins Internat geschickt. Sie sollte fortan gemeinsam mit einer Cousine (Huberta Kanitz) Unterricht erhalten, die erst ein paar Monate bei ihr in Friedrichstein lebte. Anfang September brachen sie mit zwei Autos zu einem Ausflug an die Ostsee nach Cranz auf. Marions ältester Bruder, Heinrich, lud dazu ein. Von dort kam die Cousine nicht lebend zurück. Erwachsene und Kinder fuhren auf der Heimfahrt über Königsberg in getrennten Limousinen, mit Chauffeuren am Steuer. Das Auto mit den fünf Kindern stürzte nach einem Gewitter und bei starkem Regen wegen schlechter Sicht plötzlich in die Pregel. Sie erinnerte sich an letzte Gedanken in Todesangst. In das Auto mit Verdeck aus Segeltuch drang Wasser ein. Plötzlich habe sie daran gedacht, dass es einen Spalt zwischen Karosserie und

Verdeck gebe – «ich tastete, suchte, schob mich durch und wurde nach oben gerissen». Jetzt sah sie die Scheinwerfer einer Limousine, die an den Kai geschoben worden war und hörte ihren Namen rufen. Es war die Stimme ihres Bruders. An der Kaimauer ließ er lange Mäntel herunter, mit letzter Kraft habe sie sich festgeklammert, die Männer oben zogen sie die drei Meter bis zur Straße als letzte lebend heraus. Die beiden schwächsten, ihre Cousine und der zwölfjährige Franz Coudenhove, konnten nur noch tot geborgen werden. Zwei Särge standen am nächsten Tag im Gartensal des Schlosses.[17] Dass es gerade ihr Bruder war, Heinrich, der rasch reagierte und sie aus der Pregel zurück ins Leben holte, dürfte in ihrem Leben keine Nebensache gewesen sein. Es war eine Zäsur. Ohne ihn hätte sie es nicht geschafft, er hat ihr Leben gerettet, nachdem sie sich selber befreit hatte. Heinrich blieb seitdem eine Ausnahmefigur für sie. Erstmals hier zeigte sich wohl ein unbedingter Lebenswille (wie später, im Januar 1945, bei ihrer Entscheidung weiterzureiten, als der Trek nicht mehr vorankam), der ihr in Grenzsituationen half.